

Fortapàsc : Marco Risi

Autor(en): **Stutzer, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **53 (2011)**

Heft 317

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-864267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LE CHAT DU RABBIN

Joann Sfar

In Frankreich ist Joann Sfar eine Koryphäe. Das Œuvre des erst vierzigjährigen Comiczeichners, der Philosophie und Kunst studiert hat, ist beträchtlich – und bereits vor zehn Jahren verlieh ihm die Stadt Angoulême, wo alljährlich das grösste Comicfestival Europas stattfindet, einen Preis für sein Lebenswerk! Joann Sfar zeichnet für Kinder und Erwachsene mit oft skizzenhaftem Strich und flächigen Kolorierungen. Zu seinen Erzählungen gehören sowohl die Abenteuer eigener Figuren – «Le Chat du Rabbin» oder «Socrate le demi-chien» etwa – als auch die Umsetzungen von literarischen Werken («Le Petit Prince», Voltaires «Candide») oder historische Biografien («Chagall en Russie»).

Nun wagte sich Joann Sfar, der bis anhin alle Angebote für eine Verfilmung seiner erfolgreichen, mittlerweile fünfteiligen «Le Chat du Rabbin»-Serie abgelehnt hatte, selbst an das Projekt und realisierte seinen ersten Animationsfilm. Im Zentrum der Erzählung steht die Katze des sephardischen Rabbiners Sfar. (Joann Sfar stammt selbst aus einer jüdischen Familie; sein Grossvater überlebte den Holocaust und wollte eigentlich Rabbi werden.) Und bald entspinnen sich lebhaft Diskussionen zwischen Meister und Kater darüber, ob letzterer nun ebenfalls jüdisch sei, ob er Anrecht auf eine Bar-Mizva habe, ob er beschnitten werden soll und was der Motive für ein freudiges Debattieren mehr sind ... Angesiedelt ist die Geschichte in einem Algier der zwanziger Jahre voll orientalischer Zaubers. In der unter französischer Kolonialregierung stehenden Stadt leben verschiedene Religionen in harmonischem Nebeneinander. Die Ereignisse rund um den sprechenden Kater dienen Sfar in erster Linie dazu, Einblick in die jüdische Kultur, Religion und Geschichte zu geben.

Aus seinem Comic kreierte Sfar nun eine für heutige technische Standards nicht allzu aufregende 3-D-Animation, die sich sehr bildgetreu an die Vorlage hält. Nach einem atmosphärischen Einstieg in den Film, in dem die Katze durch das schmucke Algier flaniert und wir den Rabbi, seine reizende

Tochter Zlabya und den ominösen Papagei kennenlernen, dank dem die Katze sprechen lernt, folgt auf die Initiation des Katers im Lauf der Erzählung aber zunehmend sprunghaft eine abenteuerliche Episode auf die andere: so etwa die Begegnung des Rabbi mit dem muslimischen Scheich und seinem Esel, die Ankunft eines russisch-jüdischen Malers via Bücherkiste oder die Entdeckungsreise von Rabbi und Scheich und Co. auf der Suche nach der mythischen Stadt Jerusalem im Herzen Schwarzafrikas. Sfar scheint darauf zu vertrauen, dass die Zuschauer den Comic und seine Figuren kennen und diese die erzählerischen «Lücken» im Film mittels ihrer Leseerfahrung schliessen. So überfordert der Film im Lauf der Erzählung sicher nicht zuletzt Kinder als potentielle Zuschauer – aber auch Erwachsene, die die religionspolitische Botschaft – insbesondere nach der gescheiterten Abenteuerreise nach «Jerusalem», die teils in Blut und in viel Ernüchterung endet – eher ratlos zurücklässt. Nach zunehmender Hektik folgt ein abrupter Schluss, der keiner ist, sondern vielmehr ein Cliffhanger, wie er für Comics typisch ist (der sechste Band ist in Vorbereitung) – oder für einen Film, der auf seine Fortsetzung spekuliert.

So enttäuscht das zweite Werk von Joann Sfar für die grosse Leinwand – nachdem er im letzten Jahr mit seinem (nicht animierten) brillanten Spielfilmdebüt *GAINSBURG – VIE HÉROÏQUE* einen fulminanten Start hinlegte und viele Auszeichnungen holte. Doch in Frankreich, wo Sfar als Comiczeichner eine eingeschworene Fan-Gemeinde besitzt, scheint das dem Film keinen Abbruch zu tun: Im Juni wurde er am grossen Animationsfilmfestival im französischen Annecy mit dem ersten Preis für den besten animierten Langfilm ausgezeichnet.

Doris Senn

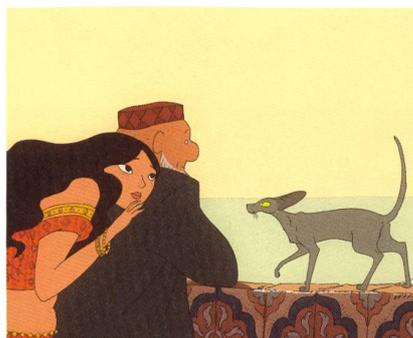
R: Joann Sfar; B: Joann Sfar, Sandrina Jardel; S: Maryline Monthieux; M: Olivier Daviaud. Stimmen (Rolle): François Morel (die Katze), Maurice Bénichou (der Rabbiner), Hafsia Herzi (die Tochter des Rabbiners). P: Autochenille Production; Antoine Delesvaux; F 2010. 89 Min. CH-V: Pathé Films

FORTAPÀSC

Marco Risi

Giancarlo Siani war Mitte der achtziger Jahre Journalist bei «Il Mattino» in Torre Annunziata, einem Vorort von Neapel. Die heruntergekommene Gegend war beherrscht von der Camorra, es war die Zeit der Bandenkriege zwischen dem Boss Valentino Gionta und dem Clan der Nuvoletta. Als junger Journalist hatte sich Siani vor allem um «La cronaca nera», also die Rubriken Unglücksfälle und Verbrechen und Vermischtes, zu kümmern. Doch bald ging er Korruptionsskandalen nach und recherchierte heimliche Verbindungen zwischen Camorra, Justiz und Industrie. Aufgrund eines Artikels über einen Skandal bei der Bauvergabe für Häuser im Nachfeld des Wiederaufbaus nach dem Erdbeben von 1980 wurde er befördert und in die Redaktion des «Mattino» in Neapel berufen. Er engagierte sich weiterhin, etwa auch mit Vorträgen in Schulen, im Kampf gegen die mafiösen Verhältnisse. Am 23. September 1985 wurde Giancarlo Siani, erst 26jährig, von Auftragskillern mit mehreren Schüssen ermordet.

Zum Auftakt sehen wir den jungen Mann, wie er des Nachts in seinem pistaziengrünen Citroën Mehari der Küste entlang zu sich nach Hause fährt, mit der Absicht, sich nachher mit seiner Verlobten zu treffen. Das Radio überträgt ein Konzert des Cantautore Vasco Rossi. Aus dem Off die Stimme von Siani: «Ich weiss nicht, ob ich dem Lied zugehört hätte, wenn ich gewusst hätte, dass ich in kurzem tot bin.» Marco Risi erzählt nun in der so eröffneten Klammer von den letzten vier Monaten im Leben von Giancarlo Siani – quasi in Form einer «Chronik des angekündigten Todes». Interessiert vor allem an der Person dieses in seiner Navität und Umtriebigkeit von *Libero de Rienzo* kongenial verkörperten Siani. Er erzählt von Badefreuden, von seinem Fotografenfreund Rico, der den Drogen verfallen ist, von seiner Freundin Daniela und natürlich vom journalistischen Alltag: Man sieht Siani hinter der klapprigen Schreibmaschine (in Neapel dann gar kurz vor einem dannzumal modernen Textverarbeitungsgerät), mit Blöckchen



MARGIN CALL

J. C. Chandor

und Kuverts, eiligen Schrittes durch dunkle enge Gassen und oder in rasaner Fahrt mit dem Citroën, im Gespräch mit Polizisten, mit Politikern, mit Zeugen, grossen Auges vor Mafia-Opfern. Und erfährt vergleichsweise wenig über die konkreten Hintergründe der Korruptionsfälle und Affären.

In Szene gesetzt ist FORTAPÀSC – insbesondere in den Auftritten der Camorra – aber fulminant, mit Druck, Verve und sehr inspiriert von meisterlichen Politfilmen aus den sechziger und siebziger Jahre des italienischen Kinos. Wie etwa ein Treffen von Mafiabossen verschränkt wird mit einer Sitzung des Gemeinderates ist explizit eine Hommage an Francesco Rosis LE MANI SULLA CITTÀ von 1963. Und mit sicherem Gespür für Rhythmus und Spannungsaufbau – der Überfall der Nuvoletta-Leute auf Gionta ist dafür ein ausgezeichnetes Beispiel. Spannung liegt aber auch in den leiseren Passagen, insbesondere dann wenn die Bedrohung für Siani in Neapel, akzentuiert von stummen Telefonanrufen, seltsamen Begegnungen in dunklen Garagen oder – quasi aus dem Nichts – einem Schlag auf den Kopf, langsam anschwillt.

FORTAPÀSC ist Hommage an und vehementes Plädoyer für den aufrechten Journalisten – den *giornalisti-giornalista* im Gegensatz zum Büro-*giornalista*, der seine Aufgaben erledigt und dafür mit Haus, Auto und Hund belohnt wird, wie Siani von seinem Chefredaktor belehrt wird. Und darin wirkt der Film, trotz des tödlichen Endes, hoffnungsfroh, optimistischer, aber eigentlich unpolitischer als die nachhaltigsten Beispiele des italienischen Politfilms der sechziger und siebziger Jahre.

Josef Stutzer

R: Marco Risi; B: Jim Carrington, Andrea Purgatori, Marco Risi; K: Marco Onorato; S: Clelio Benevento; A: Sonia Peng; M: Franco Piersanti. D (R): Libero De Rienzo (Giancarlo Siani), Valentina Lodovini (Daniela), Michele Riondino (Rico) Massimiliano Gallo (Valentino Gionta), Ernesto Mahieux (Sasà). P: Bibi Film Tv, Minerva Pictures Group, Rai Cinema. Italien 2009. 106 Min. CH-V: Cinélibre, Bern

«Fuck normal people!» Wütend bügelt der abgebrühte, dauerkaugummikauende Investmentbanker Will Emerson die Bedenken des Neulings ab, der neben ihm im Wagen sitzt. Die normalen Leute würden doch alle leben wollen wie Könige; mit schönen Autos, eigenen Häusern. Aber woher das Geld dafür käme, würden sie nicht wissen wollen, lieber weiter die Unschuldigen spielen. Heuchler seien sie allesamt, also: scheiss drauf!

Solche Rechtfertigungsreden bekommt man in MARGIN CALL noch oft zu hören. Zwischen den mit bedrohlichem Sound und düsteren Mienen in apokalyptische Atmosphäre getauchten Krisensitzungen versuchen sich die Banker in Moralphilosophie. Wir schreiben das Jahr 2008, Wallstreet am Vorabend des Finanzcrashes. Offensichtlich spekuliert US-Regisseur J. C. Chandor darauf, dass alle wissen, was danach geschehen wird: die Pleiten, die Zwangsversteigerungen, Existenzängste. In seinem Spielfilmdebüt nämlich kommt nichts davon vor. Die "normalen" Menschen tauchen nur in Zitaten und in einer kurzen, plakativen Szene auf, in der zwei Vorstandsmitglieder der Bank im Aufzug über den Kopf einer Putzfrau hinweg diskutieren; ganz so als wäre sie Luft.

Ansonsten aber bleibt die "wirkliche" Welt aussen vor. Chandor, der auch das Drehbuch verfasste, lässt sein Kinopublikum Mäuschen spielen in einem Paralleluniversum aus flimmernden Monitoren, polierten Glas- und Chromfronten, Massanzügen und Luxuskarrosserien. Gleich zu Beginn setzt er die unerbittliche Personalpolitik in Szene, die in diesen stahlgrauen Palästen praktiziert wird. 80 Prozent der Belegschaft wird gekündigt. Auch der verdiente Risikoanalyst Eric Dale wird brüsk vor die Tür gesetzt. Auf dem Weg nach draussen übergibt er seinem Protegé, dem Nachwuchsbanker Peter Sullivan, einen Speicherstick, der angeblich brisante Daten enthält. Nach Feierabend wirft Sullivan einen Blick darauf und findet heraus, dass die Bank aufgrund falscher Berechnungen Tausende praktisch wertlose Papiere hält, deren Verlust die Bank ruinieren würde.

Sullivan alarmiert seinen Vorgesetzten. Und noch in derselben Nacht fliegt die Konzernführung mit dem Hubschrauber ein.

In den folgenden Beratungen verkörpern der selbstgefällige Konzernchef John Tuld und der seriöse Chef-Händler Sam Rogers die Bandbreite moralischer Haltungen in der Führungsriege. Zu Gegenspielern aber entwickeln sie sich deswegen nicht. Chandor sucht keinen Bösewicht, den er verantwortlich machen kann. Statt der Schuld stellt der Sohn eines Investmentbankers lieber die Systemfrage. Ob es richtig sei, was sie tun, fragt Sullivan, worauf Rogers mit einer Gegenfrage antwortet: «Für wen?» Es herrscht Ratlosigkeit in den Chefetagen. Die Bank versucht, sich zu retten, und stürzt damit die Welt in eine Krise. Und auch, wenn es einigen schwerer fällt als anderen, machen am Ende doch alle irgendwie mit.

Kühl, nüchtern und scharfsinnig analysiert Chandor den Weg in die Finanzkatastrophe. Auf knapp zwei Tage und ein halbes Dutzend Räume verdichtet, changiert MARGIN CALL zwischen Kammerspiel und Thriller. Von Meeting zu Meeting spitzt sich die Lage zu, werden Wortwahl und Mimik dramatischer. Das bleibt spannend, obwohl man weiss, wie es ausgeht. Aufwühlend ist es nie. Trotz Starbesetzung und engagierten Darstellungen hält der Film seine Akteure stets auf Distanz. Die Menschen hinter den Funktionen bleiben schemenhaft. Auch dass Sam Rogers über seinen sterbenden Hund trauert, hilft da nicht weiter. Weil sich Chandor aber anders als einst Oliver Stone in WALL STREET nicht für persönliche Schicksale interessiert, präsentiert sich das, was wohl als aufrüttelndes Krisendrama gedacht war, am Ende beinahe als cooles Abenteuer.

Stefan Volk

R, B: J. C. Chandor; K: Frank G. DeMarco; S: Pete Beaudreau; M: Nathan Larson. D (R): Kevin Spacey (Sam Rogers), Paul Bettany (Will Emerson), Jeremy Irons (John Tuld), Zachary Quinto (Peter Sullivan), Stanley Tucci (Eric Dale). P: Before The Door Pictures, Benaroya Pictures, Margin Call, Washington Square Films. USA 2011. 109 Min. CH-V: Praesens Film, Zürich; D-V: Koch Media/Neue Visionen, Berlin

